Wir in den 50ern. Leben an Werra und Meißner

Rechnen · Rüben · Rollenspiele

Unsere Kindheit in den Nachkriegsjahren

Thilo F. Warneke



Rechnen · Rüben · Rollenspiele

Unsere Kindheit in den Nachkriegsjahren

Thilo F. Warneke

Begleitheft zur Wanderausstellung: Wir in den 50ern. Leben an Werra und Meißner

Impressum

Herausgeber:



Verein für Regionalentwicklung Werra-Meißner e.V. Niederhoner Str. 54 37269 Eschwege Tel. 05651 70511 www.vfr-werra-meissner.de

in Kooperation mit dem



www.museums verbund-werra-me is sner. de

Text:

Dr. Thilo F. Warneke, Ahnatal

Druck und Gestaltung:

Wollenhaupt GmbH, Großalmerode

1. Auflage 2016

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, nicht ohne schriftliche Genehmigung des Herausgebers. Dies gilt insbesondere auch für die Vervielfältigung oder Verbreitung unter Verwendung elektronischer Systeme.

Inhalt

Grußworte
Vorwort9
Nachkriegszeit an Werra und Meißner11
Im Elternhaus14
In der Schule
Auf der Straße23
In der Lehre30
An der Grenze35
Nachwort und Dank
Bildnachweis
Literaturauswahl
Akteure42

Grußworte



Liebe Besucherinnen und Besucher,

wieder einmal haben sich die Aktiven des Museumsverbundes Werra-Meißner eines Stückes besonderer Zeitgeschichte angenommen, den "wilden 50er Jahren".

Wie lebte man und was erlebte man an Werra und Meißner in der Zeit des Wirtschaftswunders? Wie war der wirtschaftliche Aufschwung in unserer ländlichen Region zu spüren? Immerhin fand das Leben direkt an der so genannten Zonengrenze statt, die nicht nur Familien und Freunde

trennte, sondern auch Handel und Dienstleistung im Wirtschaftsraum zu Thüringen erheblich einschränkte.

Zeitzeugen berichten aus ihrer Kindheit und Jugend. Entstanden ist dabei die Ausstellung: "Wir in den 50ern – Leben an Werra und Meißner", die in den nächsten Monaten in den verschiedenen Museen im Werra-Meißner-Kreis zu sehen ist und von weiteren Aktionen begleitet wird.

Es wird spannend, wenn beim Besuch der Ausstellung frühere Zeiten erlebbar werden und beispielsweise davon berichtet wird, wie damals Kinder auf dem Hof, in der Landwirtschaft und im Haushalt mitarbeiten mussten, wie frei sie aber auch beim Spielen und Toben die Zeit genießen konnten.

Viel Freude beim Erleben der Ausstellung wünscht Ihnen

Ihr

Stefan Reuss

Landrat des Werra-Meißner-Kreises

Liebe Gäste,

vor über zehn Jahren haben sich die Museen und Erlebnisorte des Werra-Meißner-Kreises zum Museumsverbund Werra-Meißner zusammengeschlossen. Initiiert und bis heute unterstützt wird das Netzwerk vom Verein für Regionalentwicklung Werra-Meißner e.V. Hier sind nahezu alle Museen aus dem Kreis vertreten.





Ein breites Angebot heimatkundlicher Sammlungen macht die Geschichte der Region für heutige und zukünftige Generationen sichtbar und erlebbar. Die Museen und Erlebnisorte stellen fast vergessene Berufe dar, informieren über Industriekultur und Landwirtschaft heute und einst, bieten aber auch Einblick in die Kultur der Menschen in anderen Ländern.

Das Leben in den 50er Jahren an Werra und Meißner ist Thema der Wanderausstellung, die in diesem Jahr an verschiedenen Orten zu sehen sein wird. Mit Ausstellungstafeln und Aktionen wollen die Museen einmal mehr zeigen, wie Erinnerungen bewahrt und weitergegeben werden können.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Erleben der Ausstellung. Kommen Sie miteinander ins Gespräch und lassen Sie für Jung und Alt ihre Erinnerungen wieder lebendig werden.

Helga Kawe

Vorsitzende des Vereins für Regionalentwicklung Werra-Meißner e.V.

Wir in den 50ern

leben an Werra und Meisner

Im Petticoat am Nierentisch





Vorwort

Im Rückblick scheinen die 1950er Jahre von dem Begriff "Wandel" geprägt zu sein: von einem durch Krieg zerstörten zu einem prosperierenden Land, von einer Einheitskultur zu einer globalisierten Kultur westlicher Prägung, von einer Verlierer- zu einer "Wir sind wieder wer"-Mentalität usw.

Dieser Wandel vollzog sich nicht nur auf nationaler Ebene, sondern praktisch in jedem Haushalt. Endlich durfte man vom "Land, wo die Zitronen blühen" nicht nur träumen, sondern es mit dem eigenen Auto erkunden. Endlich konnte man sich moderne Möbel, Fernsehgerät, Kühlschrank usw. leisten – dem "Wirtschaftswunder" sei Dank. Aber stimmt das so? Trifft das Bild auch auf die Regionen am Meißner und an der Werra zu? Statistiken scheinen dies zu bestätigen: Die Zahl der Arbeitslosen sank, die Zahl der Beschäftigten stieg dafür an. Indes sind die 50er Jahre kein Thema der offiziellen Geschichtsschreibung. Sowohl die Festschriften des Werra-Meißner-Kreises als auch die der Städte und Gemeinden gehen auf diese Zeit kaum oder nur am Rand ein.

Um diesem Missverhältnis zu begegnen wurden Gespräche mit Zeitzeugen geführt. Interviewpartnern aus Großalmerode, Schemmern, Schwebda und Sontra wurden Fragen zum elterlichen Haushalt, zur Schule, Freizeit, Berufswahl usw. gestellt und sie wurden ermuntert, von besonderen Ereignissen aus ihrer Kindheit zu erzählen.

In den Gesprächen wurde deutlich, dass sich Kindheit in den 50er Jahren von der heutigen Zeit komplett unterscheidet: In der Schule war körperliche Züchtigung noch üblich, wovon manche Lehrer mit Rohrstock und Kopfnüssen auch Gebrauch machten. Als Kinder mussten sie zu Hause helfen und auch Feldarbeit ist allen bekannt – entweder auf dem eigenen Stück Land oder zur Hilfe beim örtlichen Bauern, doch dies ist ihnen nicht als Zwang in Erinnerung geblieben. "Das war eben so" ist ein häufig gehörter Satz in diesem Zusammenhang. Dafür wurde die verbliebene Freizeit intensiv zum Spielen genutzt – auf der Straße, im Wald oder im Feld in einem Radius von bis zu vier Kilometern um das Elternhaus. Wenn die Kirchturmglocken läuteten, war es Zeit für den Heimweg. Die Eltern erfuhren (vielleicht) erst am Abend, wo die Kinder gewesen waren.

Die Erinnerung an die eigene Kindheit ist individuell und subjektiv. Daher können und wollen die zusammengefassten Antworten nicht den Anspruch erheben, stellvertretend eine gesamte Generation zu repräsentieren. Aber vor dem Hintergrund des eigenen Erlebten zeichnen sich Gemeinsamkeiten ab, die im Folgenden skizziert werden.



Abb. 01: Das Wanfrieder Abkommen am 17.09.1945 regelte den endgültigen Grenzverlauf zwischen der amerikanischen und sowjetischen Besatzungszone. Im Bild links steht U.S. Army Capt. M. Burda mit zwei Vertretern der sowjetischen Delegation vor dem Gut Kalkhof bei Wanfried.

Nachkriegszeit an Werra und Meißner

Die Kapitulation des Nazi-Regimes am 8. Mai 1945 beendete den 2. Weltkrieg und die Siegermächte teilten Deutschland in vier Besatzungszonen auf. Die damaligen Landkreise Eschwege und Witzenhausen lagen am östlichen Rand des von amerikanischen Truppen kontrollierten Gebiets, östlich der Grenze zu Thüringen begann die sowjetisch besetzte Zone.

Den endgültigen Verlauf der Demarkationslinie regelte das am 17. September 1945 in Wanfried ausgehandelte Abkommen, das einen Gebietstausch zwischen amerikanischer und sowjetischer Zone vorsah. Die ehemals hessischen Dörfer Sickenberg, Asbach, Vatterode, Weidenbach und Hennigerode wechselten in den sowjetischen Machtbereich, Neuseesen und Werleshausen in den amerikanischen. Nach diesem Gebietstausch verlief die Eisenbahnstrecke Bebra – Göttingen, die ein wichtiger Teil der Nachschublinie der Amerikaner war, vollständig durch deren Besatzungszone.

Gemäß den Worten der "Proklamation Nr. 1" Dwight D. Eisenhowers – "Wir kommen als ein siegreiches Heer, jedoch nicht als Unterdrücker" – begann man mit der Errichtung eines demokratischen Staatswesens und dem Wiederaufbau. Die Militärführung setzte am 21. Mai 1945 Wolfgang Hartdegen und Fritz v. Coelln als neue Landräte der Kreise Eschwege und Witzenhausen ein. Im Januar 1946 fanden die ersten Gemeindewahlen statt, denen sich die SPD, KPD, die neu gegründete CDU und die LDP, aus der 1948 die FDP hervorging, stellten. Im selben Jahr folgten die Wahlen zum Kreistag, zur verfassungsgebenden Landesversammlung und schließlich zum Landtag. In den Altkreisen Eschwege und Witzenhausen stellten die Sozialdemokraten in den Gemeinden und im Kreistag die meisten Abgeordneten.

Die Altkreise, Städte und Gemeinden standen vor gewaltigen Aufgaben. Im April 1946 trafen die ersten Heimatvertriebenen ein, in den nächsten Monaten folgten weitere Transporte. Um die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen unterbringen zu können, wurde die ortsansässige Bevölkerung angewiesen, Wohnraum, Mobiliar und Geschirr zur Verfügung zu stellen. Dass es zu Reibereien und Streit zwischen Alteingesessenen und Neubürgern kam, kann nicht verwundern, aber es blieb bei Einzelfällen.

Einige Zahlen verdeutlichen das Ausmaß der Wohnungsnot: Vor dem Krieg lebten in beiden Altkreisen zusammen etwa 89.000 Menschen, bis 1950 kamen rund 40.000 Flüchtlinge und Heimatvertriebene hinzu. In Großalmerode beispielsweise lebten in jedem Wohnraum drei bis vier Personen. Die Situation entspannte sich erst im Verlauf der 50er Jahre, als sich viele von ihnen ein Haus bauen



Abb. 02 Ein amerikanischer Soldat lässt sich 1945 mit drei Mädchen aus Schwebda fotografieren.

konnten oder in Ballungsgebiete abwanderten. Zur Wohnungsnot kam erschwerend eine schlechte Ernährungslage hinzu. Auf eine geringe Ernte 1946 folgte ein schneereicher und frostiger Winter, den ein lang andauernder, sehr heißer und trockener Sommer im Jahr 1947 ablöste. Lebensmittel, Kleidung und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs waren nur mit Bezugsscheinen erhältlich, wenn sie überhaupt zu bekommen waren. Die tägliche Kalorienmenge musste mehrfach gesenkt werden und erreichte mit ca. 1000 Kalorien ihren Tiefststand. Um Tausende vor dem Hungertod zu retten, versorgte das amerikanische Militär die Bevölkerung mit hochwertigen Armeerationen. Die Nahrungsmittelspenden amerikanischer Privatleute, die so genannten CARE-Pakete, halfen unzähligen Menschen, die Hungerjahre zu überstehen. Für die Kinder wurde in den Schulen eine zusätzliche Mahlzeit aus Armeebeständen ausgegeben.

Da auch das Geld kaum noch etwas wert war, blühte der Tauschhandel mit Sachwerten auf dem Schwarzmarkt. Kaufleute und Industriebetriebe horteten ihre Waren, um den Verlust ihres Vermögens aufzuhalten. Trotz aller Ankurbelungsversuche kamen die produzierten Waren deshalb nicht in ausreichendem Maß auf den Markt. Dies änderte sich erst mit Einführung der neuen Währung. Ab dem 20. Juni 1948 erhielt jeder Bürger 40 Deutsche Mark, die alten Reichsmark-Beträge wurden abgewertet und getauscht. Buchstäblich über Nacht kamen die Waren aus den Lagern in die Schaufenster. Die Währungsreform erreichte die Stabilisierung des Geldwertes, trocknete den Schwarzmarkt aus und legte den Grundstein für eine wirtschaftliche Verbesserung des Landes.

Etwa zeitgleich zur Währungsreform nahm in den drei westlichen Besatzungszonen ("Trizone") der Parlamentarische Rat seine Arbeit auf, die in der Erarbeitung des Grundgesetzes mündete. Es wurde

am 23. Mai 1949 erlassen, im August folgte die Wahl zum 1. Deutschen Bundestag. Zu diesem Zeitpunkt war das Verhältnis zwischen den drei westlichen Besatzungsmächten und der Sowjetunion bereits stark abgekühlt und der "Eiserne Vorhang" senkte sich über die Ostgrenze der Altkreise Witzenhausen und Eschwege. Die so genannte Zonengrenze trennte nicht nur Hessen von Thüringen, sie wurde Staatsgrenze zweier deutscher Staaten mit unterschiedlichen wirtschaftlichen und politischen Systemen. Auf östlicher Seite wurde sie zunächst von Soldaten der Roten Armee, später von der "Kasernierten Volkspolizei" bzw. der NVA bewacht. Bis zum Bau der Mauer ab dem 13. August 1961 war die Grenze nicht unüberwindlich, doch verhinderten Rote Armee und Volkspolizei durch Waffengewalt ihr Übertreten.



Abb. 03: Die Grenze bei Asbach in den 1970er Jahren.

Insbesondere der Altkreis Eschwege verlor mit der Zonengrenze den Zugang zu seinem traditionellen Absatzgebiet im Eichsfeld, während die Industrie im Kreis Witzenhausen in den Kasseler Raum orientiert war. Die Auswirkungen lassen sich an den Arbeitslosenzahlen ablesen: 1950 waren im Altkreis Witzenhausen 17,5 % Arbeitslose gemeldet, im Kreis Eschwege sogar 30,5 %. Um die hohe Arbeitslosigkeit zu senken und ein weiteres Abwandern der Bevölkerung in westliche Ballungszentren zu verhindern, wurden staatliche Fördermittel für Investitionen zur Verfügung gestellt. Damit ließ sich die Zahl der Beschäftigten deutlich erhöhen.

Im Elternhaus

In großer Runde sitzen die Gesprächsteilnehmer zusammen und erzählen von ihrer Kindheit und Jugend in den 50er Jahren. Die meisten sind in den 40er Jahren geboren, wenige sind älter oder jünger. Sie stammen aus verschiedenen Orten des Landkreises, haben unterschiedliche Wurzeln und Biografien. Dennoch stimmen alle Willi Köhler zu, der meint: "Wir hatten eine schöne Kindheit!" Er stammt aus Rommerode bei Großalmerode. "Heute", so beginnt er, "würde man sagen, wir lebten in 'beengten Verhältnissen', aber für uns war das völlig normal. Wir wohnten in einem Haus der Eichenwald-Siedlung in Rommerode. Mein Vater arbeitete nebenan bei der VGT [Anm. d. A.: Vereinigte Großalmeroder Thonwerke] und meine Mutter kümmerte sich um den Haushalt. Genauso war es bei meinem Freund Rudi im Nachbarhaus und in allen anderen Häusern der Werkssiedlung auch. Wir waren vier Kinder: mein Bruder, zwei Schwestern und ich, der Älteste. Unten im Haus waren die Küche, das Schlafzimmer meiner Eltern und die 'gute Stube'. Da stand ein Sofa mit rotem Samt bezogen und ein Vertiko – aber wir durften nur an Ostern, Weihnachten und an Geburtstagen hinein. Im Stockwerk darüber war ein Zimmer für die Mädchen und eines für uns Jungen. Mein Bruder und ich haben viele Jahre lang in einem Bett geschlafen, wie meine Schwestern auch. Ein Bad gab es nicht: Gewaschen wurde sich in der Küche und die Toilette war am Stall angebaut, der vorm Haus stand. Das Wasser mussten wir täglich vom Brunnen holen, der zwischen den Häusern war. Dort stand auch das Waschhaus, das von allen Familien in der Siedlung genutzt wurde. Alle vier Wochen war großer Waschtag. Zwischen den Häusern hatte jeder einen großen Garten. Dort haben wir Kartoffeln, Bohnen, Karotten und anderes Gemüse angebaut. Ein paar Blumen gab es auch." Erwin Heuckeroth aus Schwebda ergänzt: "Wir waren alle

mehr oder weniger Selbstversorger. In unserem Stall waren Ziegen, Schweine, Kaninchen und Hühner. Auf dem Ackerland haben wir außer Kartoffeln auch Rüben und Kohl angepflanzt." Sein Elternhaus wurde 1938 fertig gestellt. Ab 1943 wohnte eine Frau aus Kassel im Haus, die ihre Wohnung beim Bombenangriff verloren hatte. Kurz vor Kriegsende kam eine Familie aus dem Warthegau [Anm. d. A.: Wartheland in Polen] hinzu, die auf der Flucht war. Die Mitbewohner wurden ihnen von der Gemeinde zugewiesen. Fritz Sippel, ebenfalls aus Schwebda, fügt hinzu: "In meinem Elternhaus lebten meine Eltern, meine Schwester, ich und die Großeltern. Nach dem Krieg kam noch Verwandtschaft aus Köln



Abb. 04: Familie Riemann vor ihrem Haus in der Eichenwaldsiedlung in Großalmerode-Rommerode.

dazu. Außerdem wurde ein Raum für eine Frau aus Hamburg abgeteilt, in dem sie mit ihrem Sohn lebte. Der war so alt wie ich, etwa sechs oder sieben Jahre." Ingrid Sippel wurde in Glogau in Niederschlesien geboren und musste 1945 mit ihrer Familie flüchten. Sie wohnte mit ihren zwei älteren Schwestern und ihrer Mutter in einer Gastwirtschaft: "Wir vier teilten uns ein Zimmer. Als mein Vater 1946 aus der Kriegsgefangenschaft kam, waren wir zu fünft. Später bekamen wir noch ein Zimmer dazu, aber fließendes Wasser hatten wir nicht. Frischwasser musste in den zweiten Stock geschleppt werden und Abwasser wieder hinunter in den Hof. Erst 1960 haben meine Eltern ein Haus gebaut."



Abb. 05: Zur Selbstversorgung gehörte auch die Hausschlachtung, Schwebda 1959

Elektrische Geräte, die heute zum Standard eines Haushalts gehören, waren zu Beginn der 1950er Jahre noch selten. Es gab weder Kühlschrank, Herd oder Backofen noch andere Küchengeräte, die mit Strom betrieben werden. "Wir hatten elektrisches Licht und ein Radio, das war alles", erklärt Willi Köhler. "In der Küche stand der Kohleherd, mit dem gekocht und gebacken wurde. Der hat gleichzeitig geheizt – außer der Küche war im Haus kein anderer Raum warm. Statt eines Kühlschranks gab es eine Vorratskammer und einen kühlen Keller. Brotschneidemaschine oder Mixer, was man heute so hat, brauchte man nicht. Das wurde alles von Hand erledigt. Allerdings auch das Waschen. Da hat mei-



Abb. 06: Auch 1959 war Wäschewaschen oftmals Handarbeit.



Abb. 07: Zeitungsreklame für einen Waschvollautomaten in der Werra-Rundschau 1956.



Abb. 08: Das Fernsehprogramm – hier ein Ausschnitt der Woche vom 19.-25. August 1956 aus der Werra-Rundschau – war noch sehr übersichtlich.

ne Mutter schon ab und zu geschimpft, wenn ihr das Schrubben und Auswringen schwer fiel. Aber eine Waschmaschine war teuer und meine Eltern mussten lange sparen, bis sie sich eine leisten konnten."

Rudolph Jatho aus Schwebda fügt hinzu: "Ein Radio stand fast in jeder Küche. Manchmal war es Marke 'Eigenbau'. Ein Fernsehgerät schafften sich die meisten erst in den 1960er Jahren an." Das Endspiel der Fußballweltmeisterschaft 1954 haben viele am Radio miterlebt, zusammen mit Nachbarn oder Bekannten. Andere haben das Spiel auf einem kleinen Bildschirm in einer Gastwirtschaft gesehen oder im Festzelt auf dem Johannisfest in Eschwege. Nach diesem Spiel gab es vermehrt Fernsehgeräte in Kneipen. "Selbst wenn wir für das Fernsehen Zeit gehabt hätten", fügt Willi Köhler hinzu, "gab es doch kaum Sendungen für Kinder. Das war damals etwas ganz anderes als heute. Am Nachmittag lief eine Stunde Programm für Kinder und das war's. Und abends um 22 Uhr war Sendeschluss."

Fast so selten wie Fernsehgeräte waren Autos: Kaum einer der Elterngeneration konnte oder wollte sich ein Auto leisten. Berthold Gleim aus Schwebda erzählt: "Mein Vater hat sich 1957 einen Opel Rekord gekauft, obwohl er keinen Führerschein hatte. Er ließ sich von mir und meinem Bruder fahren. Ich habe 1954 den Führerschein gemacht und mir kurz darauf ein Goggomobil gekauft, nachdem ich einen Motorradunfall gehabt hatte." Seine Frau Marlies ergänzt: "Mein Vater ist vor dem Krieg Motorrad gefahren. Ungefähr 1957 hat er sich einen Lloyd gekauft, einen so genannten Leukoplastbomber." Frau Lenz aus Schemmern kann sich erinnern, dass sie ziemlich früh (vor 1960) einen Fernseher bekommen haben. Als Kind ist sie "auf die Nachbarschaft gegangen", aber das wollten die Eltern dann

nicht. Außerdem hatten sie ab 1956/58 ein Auto: "Mein Vater hat das zweite Auto in Schemmern gefahren, einen Opel, auf den er ganz stolz war. Meine Eltern sind nicht viel weggegangen, aber sonntags wurde ein Ausflug mit dem Auto gemacht. Meine Mutter nannte es "eine Rundfahrt über die großen Städte", zum Beispiel nach Sontra. Unterwegs wurde ein Bratwürstchen an der Bude gegessen. Um fünf Uhr mussten wir dann wieder zum Füttern zurück sein." Heinrich Kringel aus Schwebda erzählt von seinem Vater, der Schlepperfahrer auf einem Gut bei Fritzlar war. "Er kannte sich mit allem aus was den Schlepper betraf. Aber Auto ist er nie gefahren. Zur Arbeit fuhr er immer mit der Bahn." Andere besaßen zeitlebens weder einen Führerschein noch ein Auto oder Motorrad. Wer im Tal der Werra wohnte, konnte zu Fuß oder mit dem Rad zur Arbeit gelangen. Wer aber in den Orten rund um den Meißner lebte, war auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen. Hier fuhren die so genannten Bergmannsbusse und die Gelstertalbahn. Deren Abfahrtszeiten waren mit den Betriebszeiten beispielsweise der Zechen abgestimmt.

Goggomobil 1957 ist da! In 22 Punkten noch schöner und vollkommener.

Besichtigen Sie es noch heute und machen Sie eine Probefahrt. Die große Herbstüberraschung für alle Kleinwagen-Interessenten. Das neue Goggomobil zum alten Preis von DM 2940,-.

Günstige Zahlungsbedingungen erleichtern die Anschaffung. Bei Eintausch eines gebrauchten Motorrades, Motorrollers oder Mopeds wird eine Sondervergütung gewährt.

Bernhard Ruhlandt

ervergütung gewährt.
Fahrzeug- u. Maschinenhandlung

Loggomobil

Eschwege - Stad 36 - Ruf 3090

Abb. 09: Zeitungsannonce für das neue Goggomobil in der Werra-Rundschau 1957.

In der Schule

Beim Thema "Schule" wird schnell deutlich, dass sich die meisten Dorfschulen ähnlich waren. Heinrich Schmidt wurde 1947 in Weißenhasel eingeschult: "Wir waren 40 bis 45 Kinder in einer Klasse - darunter viele aus Flüchtlingsfamilien. Im Winter fehlte es an Brennmaterial, da musste jeder mal einen Eimer Holz mitbringen." In Niederdünzebach, wo Herr Gleim aufgewachsen ist, wurden die Schüler der 1. bis 8. Klasse ebenfalls zusammen in einem Raum unterrichtet. Auch in Schwebda ging



Abb. 10: In einer Schulklasse, Ende der 1950er Jahre.

es eng zu. Herr Heuckeroth erinnert sich: "Grundsätzlich hatten die Klassen 1 bis 4 in einem Raum bei einem Lehrer Unterricht. Weil aber in den Klassenraum nur 30 Schüler passten, wurden wir aufgeteilt: Die Klassen 3 und 4 hatten von 8 Uhr bis etwa 11 Uhr Unterricht, danach kamen die 1. und 2. Klasse dran." Frau Rathgeber ergänzt: "Auch die Klassen 5 bis 8 wurden zusammen unterrichtet. Das waren 30 bis 35 Schüler. Aber der Klassenraum lag in einem anderen Gebäude und war etwas größer, so dass alle hinein passten." Frau Gisselbach-Lehmann nickt: "Ich bin in Renda zur Schule gegangen, das liegt im Ringgau. Es gab zwei Klassenräume und zwei Lehrer. Der eine war für die Klassen 1 bis 4 zuständig, der andere für die 5. bis 8. Klasse. Es waren gute Lehrer, die haben uns viel beigebracht."

Bei derart großen Klassen wundert es nicht, dass die Lehrer oft sehr streng waren. In den Klassen musste es ruhig sein, Tuscheln oder



Abb. 11: Eine Schulklasse beim Ausflug, Anfang der 1950er Jahre.

Reden wurde mit Strafarbeiten geahndet. Herr Sippel erinnert sich: "Morgens mussten wir unsere Hände vorzeigen. Wer dreckige Fingernägel hatte, bekam einen Schlag mit dem Stock auf die Finger. Jungen wurden geschlagen, Mädchen bekamen eine Kopfnuss. Wir hatten einen Lehrer, der uns an den Härchen an der Schläfe gezogen hat. Das tat besonders weh." Und Herr Heuckeroth fügt hinzu: "Wir hatten auch Unsinn im Kopf: Manchmal haben wir die Zöpfe der Mädchen, die in der Bank vor uns saßen, in unsere Tintenfässer eingetaucht. Die meisten behielten ja ihre Zöpfe bis zur Konfirmation. Samstags hatten wir in den letzten beiden Stunden Gesang. Manche der Jungs konnten nicht mitsingen und brummten nur mit, vor allem diejenigen, die im Stimmbruch waren. Die Brummer mussten dann die Asche aus dem Ofen holen und wegbringen oder Holz hacken." Frau Lenz und Frau Wagner, die beide in Schemmern zur Schule gingen, erzählen von einem Lehrer, der die Klassen 5 bis 8 unterrichtete und mit seiner Frau und drei Kindern im Schulgebäude wohnte. Er hatte im Privaten und in der Schule Schwierigkeiten sich durchzusetzen. "Es kam schon mal vor, dass zwei von vier Klassen in der Pause abgehauen und Schlitten gefahren sind. Der Lehrer hat am nächsten Tag den betreffenden Schülern eine Strafarbeit aufgedrückt."

Willi Köhler wirft ein: "Aber allgemein waren Pfarrer und Lehrer Respektspersonen für uns. Die standen in der Rangfolge sogar noch über unseren Eltern. Wenn wir einen von ihnen im Dorf trafen, mussten wir stramm stehen und sagen 'Guten Tag, Herr Pfarrer' oder 'Guten Tag, Herr Lehrer'. Und wehe, wir hatten das einmal vergessen, dann gab es Ärger zu Hause." Frau Lenz stimmt ihm zu: "Das waren Autoritäten in Schemmern. Der Pfarrer und der Lehrer wurden eingeladen, wenn geschlachtet worden war." Frau Gisselbach-Lehmann meint: "Aber trotzdem haben uns die Lehrer viel beigebracht. Meine Schwestern und ich konnten danach die Realschule in Eschwege besuchen. Für unsere Eltern war das sicher nicht leicht. Sie mussten ja das Fahrgeld aufbringen. Und mit drei Kindern galt man damals schon als kinderreiche Familie."

Frau Rehm aus Schwebda nickt: "Ich wäre gern noch zur Schule gegangen und Krankenschwester oder Kindergärtnerin geworden. Aber meine Eltern winkten sofort ab und meinten, es gäbe bei uns zu Hause genug Arbeit. Ich habe dann eine dreijährige Ausbildung zur Hauswirtschafterin gemacht, davon zwei Jahre auf dem elterlichen Hof und danach ein Fremdjahr."

"In Sontra", wirft Herr Kraft ein, "hatten wir es einfacher. In der Stadt gab es zwei Schulen: In den 30er Jahren hatte man den Bergbau wieder aufgenommen und zwei neue Siedlungen an den Stadtkern angebaut. Für jede Siedlung gab es eine Schule. In der oberen waren die Volks- und Realschule untergebracht, in der anderen das Gymnasium." "In Großalmerode", ergänzt Herr Kistner, "gab es leider kein Gymnasium. Neben der Volksschule – Grund- und Hauptschule – gab es die 'Städtische Mittelschule ', die ich nach der Grundschule besuchte. Aber so einfach war das nicht. Um in der Mittelschule – heute Realschule - aufgenommen zu werden, musste man einen einwöchigen Probeunterricht an der aufnehmenden Mittelschule absolvieren. In dieser Woche schrieben wir täglich mindestens eine Arbeit. Heute redet man vom Test. Der Erfolg des einwöchigen Probeunterrichts entschied über die Aufnahme in die 'Städtischen Mittelschule '. Damit, so kann man es heute rückblickend sagen, war für viele die Schullaufbahn entschieden. Ich wechselte jedoch nach der vierten Klasse der Mittelschule zum Gymnasium nach Hessisch Lichtenau. Motiviert zu dieser Entscheidung wurde ich durch meinen Freund, der bereits ein Jahr früher zum Gymnasium gewechselt war. Meine Eltern, mit dem damals üblichen

Volksschulabschluss, unterstützten sehr meinen Wunsch des Schulwechsels. Ich will nicht verhehlen, ein solcher Schulwechsel löste schon hier und da seine Lernprobleme aus. Sicherlich war dies auch durch die auf die jeweilige Schulform zugeschnittenen Lehrpläne mit verursacht. Es gäbe aus meiner Sicht hierzu noch einiges zu sagen. Um es auf den Punkt zu bringen: Ich war der Erste in der Familie, der sein Abitur machen durfte. Aber ich möchte doch noch anmerken, dass das zusätzliche Angebot der Mittelschule in Latein mir den Übergang erleichtert hat. Übrigens die Teilnahme war freiwillig. Der Unterricht begann überwiegend zur o. Stunde um 7.10 Uhr oder war auf die 7. Stunde verlegt. Besonders im Winter bei eisiger Kälte war es nicht gerade motivierend zur Schule zu laufen. Aber wir haben es überstanden." Frau Fischbuch schüttelt den Kopf: "Ich habe keine guten Erinnerungen an meine Grundschulzeit. Das Beste, was ich sagen kann, ist, dass ich Lesen und Schreiben gelernt habe. Der Lehrer war ein alter Nazi; bereits vier Wochen vor dem Volkstrauertag ließ er uns das Lied 'Ich hatte einen Kameraden' singen, nichts anderes." "Bei uns war es das Horst-Wessel-Lied", wirft Willi Köhler ein und meint damit die Parteihymne der NSDAP. "Aber was eine wirklich tolle Sache war", fährt er fort, "war die Schulspeisung!" "Richtig!", ergänzt Herr Heuckeroth. "In Schwebda kochte eine ältere Frau für bedürftige Schüler eine dünne Suppe. Aber für alle gab es Kakao. Der war zwar dünn, aber trotzdem etwas Besonderes. Ein Schüler durfte mit dem Handwagen die Blechdosen mit Suppe und Kakao abholen und in die Schule bringen." Herr Schmidt fällt ein: "Bei uns bekamen nur diejenigen Kakao, die auch Suppe kriegten. Wir waren aber Selbstversorger, deshalb bekam ich nichts ab. Ich habe dafür beim Austeilen geholfen und wenn etwas übrig war, durfte ich mir eine Tasse nehmen. Das war wie Weihnachten. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen."

Auf der Straße

"Aber zum Glück bestand das Leben nicht nur aus Schule", ruft Willi Köhler, der das für ihn ungeliebte Thema wechseln möchte, in die Runde. "Wir hatten zwar nicht so viel Freizeit, wie die Kinder heute, doch wir wussten etwas damit anzufangen. Aber bevor wir spielen durften, mussten wir noch einige Arbeiten erledigen: Futter holen für die Tiere, Stall ausmisten, Kartoffeln hacken, Unkraut jäten oder im Winter Holz und Kohlen in die Küche bringen – was gerade so getan werden musste. Das war eben so, da gab es keine Diskussion mit meiner Mutter. Was ich am meisten gehasst habe, war 'Rüben

verziehen'." "Da hatte ich es wohl besser", meint Frau Gisselbach-Lehmann. "Ich musste bei meinem Onkel Rüben verziehen, aber dafür habe ich Geld bekommen: Für die lange Reihe 10 Pfennige, für die kurze 5 Pfennige. Da konnte ich mir ein bisschen dazuverdienen." "Ja", bestätigt Herr Sippel, "Rüben verziehen war eine mühselige Arbeit. Da ist man stundenlang auf den Knien herumgerutscht, bis einem der Rücken weh tat und die Reihe nahm einfach kein Ende. Aber zum Glück gab es auch einfachere Aufgaben. Zum Beispiel Blätter für Tee sammeln oder mit der Oma im Wald Holz auflesen. Das hat sie dann in der Kötze [Anm. d. A.: Tragekorb auf dem Rücken] nach Hause getragen. Meistens hatten wir auch noch einen Handwagen dabei, den haben wir dann auch vollgemacht und zusammen gezogen. Wenn im Herbst der Wind kräftig geweht hatte, waren wir anschließend immer im Wald und haben Zweige gesammelt." "Und weil das alle so gemacht haben", ergänzt Willi Köhler, "war der Waldboden wie leer gefegt." "Wenn ich nach Hause kam", erzählt Frau Rehm, "lag meistens schon ein Zettel meiner Mutter auf dem Küchentisch. Da stand: 'Du musst noch aufwaschen, ich habe es nicht mehr geschafft' oder ich sollte einen Kuchen backen. Meistens habe ich dann Rührteig gemacht und unter die Backhaube gestellt, bis er fertig war. Wenn der Kuchen mal nichts geworden war, hat meine Mutter nicht geschimpft." Frau Gisselbach-Lehmann bestätigt: "Meine Mutter war meistens auch schon draußen, wenn ich aus der Schule kam. Dafür wartete dann meine Oma mit dem Mittagessen auf mich. Das war schön. Auch wenn meine Eltern nicht da waren, weil sie arbeiten mussten, war trotzdem jemand im Haus." "Ich bin immer mit meinem Großvater losgezogen und habe Gras vom Feldrain geholt", erinnert sich Herr Ewald. "Damals wurde das Gras an den Wegen und Rainen an die Kleinbauern verpachtet. Für jeden etwa vier bis fünf Kilometer. Um einen Handwagen voll zu bekommen, mussten wir etwa 600 Meter mähen. Das Gras wurde dann an die Kaninchen oder Ziegen verfüttert. Im Sommer war es üblich, dass die ganze Familie den Bauern geholfen hat: Kartoffeln ernten, Rüben ausmachen, Heu machen und noch mehr. Es war auch normal, dass die Bauern mit ihren Wagen vor der Schule standen und die Kinder direkt von dort zur Arbeit abholten. Manchmal gab es ein bisschen Geld dafür, aber immer etwas zu essen. Abends haben wir dann unsere Schultasche genommen und sind nach Hause gelaufen. Dann mussten wir aber noch Schularbeiten erledigen." Herr Sippel nickt: "Manchmal kam auch der Feldhüter in die Schule und der Lehrer hat uns dann klassenweise zum Kartoffelkäfer sammeln auf's Feld geschickt. Sonst wäre alles kahl gefressen gewesen. Wenn unsere Blechdose voll war, durften wir anschließend Wildkirschen pflücken." "Wir haben nicht nur Kartoffelkäfer gesammelt, in manchen Jahren gab es Maikäferplagen", ergänzt Frau Lenz. "Die haben wir dann

an unsere Hühner verfüttert. Und außerdem gab es eine Sammelstelle für Weinbergschnecken. Da sind wir mit unserem Eimerchen hingegangen und jemand hat die Größe der Schneckenhäuser gemessen: Wenn die Schnecken durch einen Metallring passten, waren sie zu klein. Für die anderen, die groß genug waren, bekamen wir ein paar Pfennige." "Könnt Ihr Euch noch an Onkel Jakob erinnern?", fällt Frau Gisselbach-Lehmann ein und sieht Frau Lenz und Frau Wagner an. Beide schütteln den Kopf und die anderen in der Runde sehen sie fragend an. "Wir Kinder nannten ihn 'Onkel Jakob' oder den 'Alten



Abb. 12: Eine Schulklasse stellt sich zur Kartoffelernte auf, um 1950.



Abb. 13: Für ein Kinderfest in Schwebda 1950 haben sich alle verkleidet.



Abb. 14: Badende Kinder am Fluss, Anfang der 1950er Jahre

Jakob'. Er war ein Krämer und ging von Dorf zu Dorf. Zu uns kam er meist im Herbst. Dann baute er auf den Kirmesbänken seine Waren auf und wir Kinder brachten ihm Alteisen, das wir über's Jahr gesammelt hatten. Viel war es ja nicht, weil meistens erst repariert und geflickt wurde, bevor man etwas wegwarf. Onkel Jakob hat dann das Alteisen gewogen und wir durften uns für das Gewicht etwas aussuchen. Zum Beispiel Töpfe, Glasschälchen, Blechbesteck und so weiter. Das war für uns ein Highlight im Jahr."

"Wenn man uns so hört", wirft Willi Köhler ein, "könnte man meinen, wir hätten unsere Kindheit nur mit Arbeiten und Sammeln verbracht: Feuerholz, Beeren, Pilze, Käfer, Alteisen... Wir hatten doch auch Zeit zum Spielen!"

"Sicher", antwortet Frau Rathgeber, "aber zuerst mussten alle Arbeiten und Hausaufgaben erledigt sein, dann hatten wir Zeit zum Spielen. Wir sind praktisch nur auf die Straße gegangen und haben gleich jemanden getroffen, mit dem man etwas unternehmen konnte – zum Beispiel Hüpfekästchen, Seilspringen, Federball oder Fangen." Herr Ewald ergänzt: "Wir hatten einen Radius von drei oder vier Kilometern um das Elternhaus, in dem wir uns bewegten. Im Wald haben wir Räuber und Gendarm oder Indianer gespielt. Mit einem Fußball, manchmal war es nur einer aus Lumpen oder eine alte Blechdose, konnten wir auf der Straße bolzen – Autos fuhren ja kaum zu der Zeit." "Wir spielten am liebsten "Kolonne", ein Versteckspiel mit zwei Gruppen", erzählt Frau Gisselbach-Lehmann. "Die eine Gruppe hat sich versteckt, die andere musste suchen. Dabei ging es quer durch das ganze Dorf, durch alle Ställe und Scheunen." "Wenn uns nichts Besseres einfiel, haben wir unsere Üller rausgeholt", sagt Willi Köhler. "Sie wissen schon, diese kleinen Kugeln aus Ton oder Glas. Manche sagen auch Murmeln oder Knicker dazu. Ich hatte immer welche in meiner Hosentasche, so wie die anderen Jungs auch. Die Glasüller waren wertvoller als die aus Ton, deswegen haben wir immer nur um die Tonüller gespielt. Jeder wusste vom Anderen, wie viele und welche Glasmurmeln er hatte, damit es keinen Streit gab. Zum Üllerspielen brauchten wir nur mit dem Absatz eine Kuhle machen und es ging los. Da waren noch nicht alle Wege und Plätze gepflastert und geteert. Aber wenn die Glocken läuteten, war Schluss. Dann mussten wir uns sputen, um rechtzeitig zum Füttern oder Melken daheim zu sein. Sonst gab es Ärger mit der Mutter."

Herr Kraft aus Sontra ergänzt: "Im Sommer sind wir oft ins Schwimmbad gegangen. Das lag in Richtung Donnershag. Eigentlich war es ein Feuerlöschteich, hatte aber einen 3-Meter-Turm und eine Scheune zum Umkleiden. Allerdings mussten wir uns zu Hause wieder gründlich abwaschen, denn es war ein sehr schlammiges Lehmloch mit Kaulquappen darin. Und ich muss sagen: Manchmal hatten wir nur wenig Zeit zum Spielen, aber die haben wir immer richtig genutzt! Das war so, als ich noch zur Schule ging, und ist auch in der Lehrzeit so geblieben."



Abb. 15: Zur Konfirmation in Großalmerode im Jahr 1955 – hier sind nur die Mädchen abgebildet – tragen alle dunkle Kleider.

In der Lehre

"Ins Berufsleben bin ich nach meiner Konfirmation eingetreten", erzählt Willi Köhler weiter. "Die war 1955, ich war 14 Jahre alt. Da habe ich zum ersten Mal einen Anzug angehabt. Meine Mitschülerinnen trugen alle ein schwarzes Kleid. Mit der Konfirmation war für mich auch die Schule zu Ende. Nach acht Jahren Volksschule hatte ich genug und ich habe eine Lehrstelle bei der VGT bekommen, wo mein Vater auch gearbeitet hat. 'Jetzt beginnt der Ernst des Lebens' hat mein Meister gleich am Anfang zu mir gesagt."

"Da hatten Sie aber Glück, dass Sie über Ihren Vater in dem Betrieb eine Lehrstelle antreten konnten", sagt Herr Gleim. "Es war für einen Schulabgänger Mitte der 50er Jahre nämlich gar nicht so einfach, eine Lehrstelle zu bekommen. Wir waren ja ein geburtenstarker Jahrgang und es kamen noch die Flüchtlingskinder hinzu. Ich sollte die Landwirtschaft meines Vaters übernehmen, aber ich hatte keine Lust, Bauer zu werden. Deshalb besorgte ich mir einen Ausbildungsplatz bei einem Schreiner in Eschwege. Als mein Vater davon erfuhr, ging er sofort zu dem Schreiner und annullierte alles. Ich habe dann einem Freund meines Vaters mein Leid geklagt. Der verschaffte mir bei einem anderen Freund eine Lehrstelle als kaufmännischer Angestellter, da konnte mein Vater nichts mehr einwenden." Herr Schmidt lächelt und schüttelt den Kopf: "Ich bin gern Landwirt gewesen. Meine Eltern und Großeltern hatten eine kleine Landwirtschaft in Weißenhasel. Aber mein Großvater war schon alt und mein Vater kriegsversehrt. Ich musste also schon als Kind viel mithelfen und ich habe es gern gemacht, obwohl es manchmal nicht leicht war. Ich hätte auch noch weiter zur Schule gehen können – ich hätte das Zeug dazu gehabt, meinte der Lehrer. Aber zu Hause hatte man nur darauf gewartet, dass ich 14 Jahre werde und in den Betrieb voll einsteigen konnte. Ich habe auch gleich den Führerschein gemacht, mit Sondergenehmigung, und habe den Traktor gefahren. Die Landwirtschaftliche Gesellenprüfung habe ich auch mit Sondergenehmigung abgelegt, weil ich keine Fremdlehre machen konnte. Später habe ich trotzdem meinen Meister gemacht und dreißig Lehrlinge ausgebildet." Herr Kraft wendet sich an Herrn Gleim: "Sie haben Recht mit der Lehrstellenknappheit. In Sontra kam hinzu, dass 1955 der Kupferschieferbergbau eingestellt wurde. 1800 Bergleute verloren ihre Arbeit, dazu kamen noch die Stellen aus den weiterverarbeitenden Betrieben, die ebenfalls wegfielen. Einige sind ins Ruhrgebiet abgewandert. Der dortige Bergbau hat mit Inseraten in unserer Zeitung gezielt nach jungen Bergleuten gesucht. Das haben auch einige gemacht. Viele aber sind ins Werk von Massey-Ferguson in Eschwege gegangen,

dass 1956 aufmachte. Nach Baunatal ins VW-Werk, das zwei Jahre später eröffnet wurde, sind nur wenige gegangen. Das Ende des Bergbaus war ein harter Schlag für die Stadt Sontra, aber die meisten haben die Umstellung irgendwie geschafft."

"Ich bin zwei Jahre nach der Schließung konfirmiert worden", ergänzt Herr Kessler. "Meine Mutter kannte die alte Chefin einer Eisenwarenhandlung. Die hat sie praktisch angebettelt, mich als Lehrjungen zu nehmen. Es gab ja noch viele andere Bewerber". "Meine Mutter hatte mit mir auch einige Betriebe abgeklappert, nachdem ich konfirmiert worden war", bestätigt Frau Sippel. "Ich hatte schon in der achten Klasse einen Steno-Kurs belegt und wollte gern im Büro arbeiten. Wie Frau Rathgeber auch, habe ich Industriekaufmann gelernt - Kauffrau sagte man damals noch nicht." "Ich durfte Schneiderin lernen, was ich auch gern wollte", erzählt Frau Gleim. "Ab und zu musste ich Stoffe selbst mitbringen, weil es Anfang der 50er Jahre noch nichts gab. Im ersten Lehrjahr musste ich noch Geld bezahlen, aber im zweiten und dritten Jahr habe ich ein bisschen verdient. Wenn ich fertige Kleidungsstücke an Kunden auslieferte, gab es manchmal noch Trink-



Abb. 16: Zeitungsannonce in der Werra-Rundschau zur Anwerbung von Berglehrlingen im Ruhrgebiet in 1956.

geld. Zu Hause musste ich meine 30 oder 40 Mark abgeben und bekam Taschengeld." Herr Kessler fügt hinzu: "Für die Frauen und Mädchen in Sontra gab es hauptsächlich in der Zigarrenfabrik Arbeit. Auch meine Mutter und meine Tante haben dort Zigarren gedreht und sortiert. So konnten sie etwas dazu verdienen."



Abb. 17: Jede Gelegenheit, sich zu vergnügen, wurde genutzt (Großalmerode, Anfang der 1950er Jahre).



Abb. 18: Nach den Jahren des Kriegs und der Entbehrung fanden ab Ende der 1940er Jahre wieder Volksfeste statt. Wie hier beim Heimatfest Großalmerode 1951 nahm praktisch jeder teil – als Akteur oder Zuschauer.

"Apropos Taschengeld", fällt Herrn Heuckeroth ein und schmunzelt. "Ich habe nach der Konfirmation zwei Mark Taschengeld bekommen, das war Mitte der 50er Jahre, und habe gleich – männlich herb – angefangen zu rauchen. Da habe ich mir aus dem Automaten Zigaretten gezogen, mir den Staubmantel [Anm. d. A.: leichter Mantel, einem Trenchcoat ähnlich] über den Arm gelegt und bin nach Eschwege ins Kino gelaufen. Da hat man sich als toller Hund gefühlt. Oder in der Gaststätte in Schwebda: Da hat das Bier 35 Pfennige gekostet. Wir haben uns für 50 Pfennige Zigaretten gezogen und in der Kneipe gequalmt. Nach dem dritten Bier hat die Wirtin gesagt: "So, jetzt habt ihr alles verzehrt, macht euch heim!" – Sowas haben wir natürlich nicht alle Tage gemacht. Das Ausgehen war für uns damals streng reguliert." "Und trotzdem wurde damals viel gefeiert", meint Willi Köhler. "Ich erinnere mich noch gut, dass meine Eltern und ihre Bekannten sich oft bei Tanzveranstaltungen getroffen haben, zum Beispiel am ersten Mai oder Ostern. Wenn sie abends nicht zu müde waren. In der Faschingszeit organisierte fast jeder Verein seinen eigenen Maskenball." "Und dann kamen noch die Kirmesfeste dazu mit An- und Abspiel", ergänzt Herr Heuckeroth. "Wir sind nicht nur in Schwebda zur Kirmes gegangen, sondern zum Beispiel auch im Nachbarort Frieda. Als junge Menschen sind wir das alles zu Fuß marschiert, das hat uns nichts ausgemacht."

Schnell folgen weitere Beispiele, an die man sich gern erinnert: Die Johannisfeste in Eschwege, die Heimatfeste in Großalmerode, Reitturniere in Sontra oder betriebliche Weihnachtsfeiern für die ganze Familie. Die Veranstaltungen waren immer voll. "Unsere Eltern haben immer viel und lange gearbeitet", meint Willi Köhler zum Schluss. "Beruf, Haushalt und Landwirtschaft – da blieb wenig freie Zeit. Aber die hat man intensiv genutzt, zusammen mit Freunden, Nachbarn und Bekannten. Da gab es einen großen Zusammenhalt im Dorf oder der Siedlung, in der man lebte. Das gilt auch für uns Kinder: Trotz Schule und Pflichten im Haushalt oder in der Landwirtschaft hatten wir Zeit zum Spielen und Feiern mit Freunden. Manche Freundschaften haben bis heute gehalten."

An der Grenze

Die innerdeutsche Grenze trennte nicht nur zwei Staaten, ideologische Systeme und verwachsene Wirtschaftsräume. Gerade im grenznahen Gebiet wurden Beziehungen zwischen Nachbarorten durchschnitten, die etwa mit einer Brücke über die Werra verbunden waren oder nur einen kurzen Fußweg entfernt lagen. Am schmerzlichsten wurde der Verlust freier Durchreise für den, der hinter dem "Eisernen Vorhang" Freunde oder gar Verwandte hatte.

In den Kindheitserinnerungen spielte die Grenze keine Rolle: Sie gehörte in die Welt der Erwachsenen. Erst im jugendlichen Alter nahm man sie wahr, doch sie wurde hingenommen, weil man es nicht anders kannte. Nur in den Familien, die durch den Grenzverlauf Angehörige nicht mehr treffen konnten, gelangte die Grenze auch ins Bewusstsein der Kinder.

Einen solchen Fall schildert Ute Harder aus Großalmerode. "Ich bin in Uengsterode bei Großalmerode aufgewachsen. Dort hatte mein Vater einen Malerbetrieb, für den er Ende der 50er Jahre einen Lehrling suchte. Eines Tages kam der Obermeister der Malerinnung zu uns und brachte einen Jungen mit. Der war 16 Jahre alt und kurz zuvor aus der DDR geflohen: Er stammte aus Wahlhausen und war heimlich durch die Werra geschwommen. Im Westen angekommen hatte er sich gleich bei der Innung gemeldet. Wolfgang, so hieß er, wurde von uns wie ein Familienmitglied aufgenommen. Ich war gerade in die Schule gekommen und stolz darauf einen "großen Bruder" zu haben, denn ich war ein Einzelkind. Aber Wolfgangs Heimweh war groß. Jeden Sonntag fuhren wir mit dem alten DKW meines Vaters an die Werra gegenüber von Wahlhausen. Auf der anderen Uferseite wartete schon seine Mutter und so konnten sich beide sehen und miteinander sprechen. Zu Weihnachten schickten wir Päckchen an seine Familie. Später, als die Grenze ausgebaut wurde und Wahlhausen im Sperrbezirk lag, durfte seine Mutter nicht mehr ans Ufer gehen. Sie saß dann sonntags an einem Fenster ihres Hauses, das in Ufernähe stand, und konnte ihrem Sohn wenigstens winken."

Nachwort und Dank

Zum vorliegenden Text sind noch ein paar Hinweise notwendig. Die Gespräche fanden in Großalmerode, Schemmern, Schwebda und Sontra statt. Folgenden Interviewpartnern danke ich sehr herzlich für Ihre Bereitschaft zur Mitwirkung: Helga Backhaus, Wolfgang Ewald, Giesela Fischbuch, Anna Gisselbach-Lehmann, Berthold Gleim, Marlies Gleim, Ute Harder, Erwin Heuckeroth, Rudolf Jatho, Annemarie Lenz, Karl-Heinz Kessler, Dr. Wolfgang Kistner, Rudi Kraft, Heinrich Kringel, Dorothea Pfaffenbach, Heidi Rathgeber, Anita Rehm, Heinrich Schmidt, Fritz Sippel, Ingrid Sippel und Anneliese Wagner. Frau Sabine Schaf, Immenhausen, zeichnete die Interviews auf, verschriftlichte sie und half bei den Korrekturen, wofür ich ihr und Frau Jutta Raub, Eschwege, sehr danke.

Die Aussagen wurden inhaltlich zusammengefasst und – der besseren Lesbarkeit wegen – so wiedergegeben, als habe ein einziges Treffen "in großer Runde" stattgefunden. Die Aussagen in den wörtlichen Reden stimmen inhaltlich mit den Interviews überein und können den jeweiligen Personen zugeordnet werden, wenn auch der exakte Wortlaut mit dem Original nicht immer übereinstimmt. Ich habe also die tatsächlichen Aussagen umgeschrieben und inhaltlich in Beziehung gesetzt.

Wirklich erdacht ist nur die Figur des Willi Köhler. Seine Erinnerungen an die Kindheit stimmen aber mit denen überein, die mir der inzwischen verstorbene Rudolph Riemann aus Rommerode erzählte. Herr Riemann wurde 1934 geboren, wuchs in der Eichenwaldsiedlung auf und war Arbeiter bei den Vereinigten Großalmeroder Thonwerken, die diese Werkssiedlung um 1900 für ihre Arbeiter und Angestellten erbaut hatte. Auch die übrigen Aussagen Köhlers sind nicht frei erfunden, sondern stammen aus den Interviews.

Thilo F. Warneke

Bildnachweis

Archiv Grenznuseum Schifflersgrund: Abb. 1; 3. Privatarchiv H. Rathgeber, Schwebda: Abb. 2; 5; 6; 13. Privatarchiv Th. Warneke, Ahnatal: Abb. 10; 11; 12; 14. Stadtarchiv Eschwege: Abb. 7; 8; 9; 16. Stadtarchiv Großalmerode: Abb. 4; 15; 17; 18.

Literaturauswahl

W. Bittner (Red.), 25 Jahre Werra-Meißner-Kreis. Bilanz – Momentaufnahme – Ausblick. Schriftenreihe der Sparkasse Werra-Meißner 12 (Eschwege 1999). – BVB Verlagsgesellschaft (Hrsg.): Chronik des Werra-Meißner-Kreises, anlässlich des 40-jährigen Jubiläums der Kreisgründung, Nordhorn 2014. – F. Darchinger (Hrsg.), Wirtschaftswunder. Deutschland nach dem Krieg (Köln 2013). – W. Faulstich (Hrsg.), Die Kultur der 50er Jahre (München 2002). – K. Kollmann, Eschwege [Archivbilder] (Erfurt 2001). – K. Kollmann, Eschwege (Horb am Neckar 2004). – A. Künzel (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte und Naturkunde der Region Witzenhausen. Schriften d. Werratalvereins Witzenhausen 24 (Witzenhausen 1993). - Magistrat der Stadt Witzenhausen (Hrsg.), Festschrift zur 750-Jahrfeier (Witzenhausen 1975). – J. Nolte, Aufgewachsen in Nordhessen in den 40er und 50er Jahren (Gudensberg 2008). – M. Roeper, Witzenhausen [Archivbilder] (Erfurt 2003). – Volkshochschule Eschwege (Hrsg.), Rübenkraut und Streckefett. Nachkriegszeit in und um Eschwege (Ringgau-Datterode 1998).



Wir in den 50ern

Leben an Werra und Meißner

Wirtschaftswunder?



Wir in den 50ern leben an Werra und Meißner Alte Neue Heimat

Wir in den 50ern leben an Werra und Meisner Grenzland Zonengrenzbezirk

Akteure

Am Ausstellungsprojekt "Wir in den 50ern. Leben an Werra und Meißner" beteiligen sich folgende Museen und Erlebnisorte:

Grenzmuseum Schifflersgrund, Asbach-Sickenberg

Salzmuseum, Bad Sooden-Allendorf

Stadtmuseum Eschwege

Glas- und Keramikmuseum Großalmerode

Heimatmuseum Karl Schmidt, Hessisch Lichtenau-Velmeden

Schulmuseum der Meinhard-Schule, Meinhard-Grebendorf

Heimatmuseum Meinhard, Meinhard-Schwebda

Besucherbergwerk "Grube Gustav", Meißner

Bergwildpark Germerode, Museum "Landwirtschaft" und "Waldwichtelhaus", Meißner-Germerode

Bergbaumuseum Sontra

Heimatstube Waldkappel-Schemmern

Heimatmuseum und Dokumentationszentrum, Wanfried

Gewächshaus für tropische Nutzpflanzen, Witzenhausen

Für die Mitarbeit danken wir herzlich: H. Barth, I. Blaschek, W. Brandau, W. Ewald, Chr. Fräbel-Haferung, U. Friederich, K. Giesen, U. Harder, E. Heuckeroth, M. Hethke, J. Kniepkamp, Dr. K. Kollmann, R. Köcher, E. Mildner, G. Nolte, B. Osigus-Koch, D. Pfaffenbach, J. Raub, W. Ruske, C. Schiedrum, F. Sippel, J. Volkhardt, M. Walenta-Müller, Chr. Werner, S. Wilke

Ein Projekt des Museumsverbundes Werra-Meißner in Trägerschaft des Vereins für Regionalentwicklung Werra-Meißner e.V.





Gefördert im Rahmen des Regionalen Entwicklungskonzepts Werra-Meißner durch:







Hessisches Ministerium für Umwelt, Klimaschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz

Europäischer Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums: Hier investiert Europa in die ländlichen Gebiete im Rahmen des Entwicklungsplans für den ländlichen Raum des Landes Hessen 2014-2020.

Für die Unterstützung danken wir:







Lions Club Eschwege-Werratal